



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brachvogel, Carry: Geselligkeit, Geselligkeitsformen und
Geselligkeitssurrogate

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dreihundert sächsische Gemeinden umfassende Sparkassenverband des Königreichs Sachsen hierher.

Die außerordentliche Steigerung der Aufgaben der Gemeinden auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege, des Wohnungswesens, der Bodenpolitik, vor allem aber der Gemeindebetriebe und der Sozialpolitik macht es unmöglich, die einzelnen Zwecke der Gemeindeverbände aufzuzählen. Diese Steigerung der Aufgaben erfordert aber eine besondere Sorge für die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Kommunen. Man muß in der Gemeindeverwaltung vereinfachen und verbilligen. Dies kann in erster Linie durch Dezentralisation geschehen. Man braucht überall in den Gemeinden eine größere Berücksichtigung und Wertschätzung der Regeln der sogenannten Finanztechnik, eine weitere Stärkung der Gemeindefinanzen. Mit Recht ist in den erwähnten Verhandlungen in Annaberg betont worden, daß man weniger an Steuerreform als daran denken sollte, das Augenmerk auf die Frage einer weitfichtigen Bodenpolitik und eines Ausbaues der Gemeindebetriebe zu lenken. Aber neben diesen Mitteln wird ein besonderes Interesse die Erhöhung der Leistungsfähigkeit durch den Zusammenschluß mehrerer Gemeinden beanspruchen. Dies ist an genannter Stelle und auch sonst von vielen Seiten hervorgehoben worden.

Unter diesen Erwägungen war das gesetzgeberische Vorgehen in Sachsen begründet und zweckmäßig, wenn nicht unumgänglich. Preußen dürfte ihm bald folgen. Hier sind soeben zwei Gesetzentwürfe betreffend Zwangsverbände im allgemeinen und einen Zwangsverband Groß-Berlin veröffentlicht worden.



Geselligkeit, Geselligkeitsformen und Geselligkeitsurrogate

Don Carry Brachvogel-München



Wenn ein Leser durch den Titel dieses Essays irreführt meint, daß ich etwa eine regelrechte, tiefsinnige Kultur- und Entwicklungsanalyse der Geselligkeit geben werde, so bitte ich ihn, meinen Aufsatz zu überschlagen. Ich werde mich nicht einmal mit einer vertiftelten Erklärung des Begriffs „Geselligkeit“ aufhalten, denn wir alle wissen doch, daß Geselligkeit im höchsten und besten Sinn dort ist, wo freie Geister sich in Heiterkeit und dennoch durch eine anmutige Form gebunden, unbewußt aneinander verschwenden, bis aus dieser Verschwendung geistige oder kulturelle Werte entstehen, die, über den kleinen Kreis hinausreichend, allgemeiner Besitz, Nationalgut werden.

Heiterkeit, an die Form gebunden — aus den zwei Worten geht schon hervor, daß diese erlesenste Art der Geselligkeit vor allem in einem Land Europas geboren werden und heimisch werden konnte. Sie hat wohl einmal Abstecker ins Ausland gemacht, weilte vielleicht da und dort für ein Menschenalter, für das Menschenalter eines bestimmten Kreises. Heimatrecht hat sie aber fast nur in dem Land gehabt, in dem sie zur Welt kam, in Frankreich.

Keine andere Nation bringt so viel Vorbedingungen, so viel Talente für die Geselligkeit mit oder brachte sie wenigstens mit wie der Franzose, vor allem der Pariser. Lebhaft von Temperament, geistreich nicht nur im oberflächlichen Sinn, sondern mit einem Hirn begabt, das neue Ideen rasch und leicht ausstößt wie ein Funkenpiel, ist ihm die Form nicht ein Zwang, sondern ein Lebensbedürfnis. Dazu fehlt ihm der Sinn für jene Gemütszustände, die wir „gemütlich“ oder „versonnen“ nennen; allein, auf sich selbst beschränkt zu sein, ist ihm ein Greuel. Inbrünstig hat er sich von jeher zu dem Wort bekant: „Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen, daß du ein Mensch mit Menschen bist“. Und weil er eben im stärksten Sinn ein „animal sociable“ ist, hat ihm die schlechte Gesellschaft der Aneptische nie genügt, hat er, kaum daß ein richtiges Frankreich zurecht gezimmert war, sich gleich nach einer guten Gesellschaft und einem passenden Versammlungslokal für sie ungetan. So entstand, was heutzutage die einen mit Entzücken und Ehrfurcht, die meisten aber mit Geringschätzung und Hohnlächeln betrachten, so entstand — der Salon.

Man darf nun freilich nicht etwa glauben, daß Frankreich gleich in lauten Jubel ausgebrochen wäre, als zum Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die ersten Salons nach moderner Art, die Salons der *Précieuses* erstanden, allen voran der berühmte Salon der Herzogin von Rambouillet. Die vornehmen Damen, die da ihre literarischen Zirkel abhielten und Schokolade dazu tranken (was damals als äußerst distinguiert galt), wurden weiblich ausgelacht und verhöhnt; unvergängliche Dokumente solchen Spottes hat ja Molière in seinen „*Femmes savantes*“ und „*Précieuses ridicules*“ hinterlassen. Die *Précieuses* waren zunächst dasselbe, was bei uns vor etwa zwanzig Jahren die Frauenrechtlerinnen waren, und man kann die gelehrten Damen noch heute glücklich preisen, daß es in Paris zur Zeit Heinrichs des Vierten und Ludwigs des Dreizehnten noch keine Presse gab. Das Hotel Rambouillet und seine Salonprovinzen wären sonst nie aus den Spalten der *Witzblätter* geschwunden . . .

Die Blütezeit der französischen Geselligkeit fällt aber doch erst in das achtzehnte Jahrhundert, und zwar, wenn man so sagen kann, in den französischen Vormärz, in die Zeit, da die großen Menschheits- und Umsturzgedanken der Revolution noch nicht wie Sturmkläuten die Welt durchbrausten, sondern da sie sich erst leise in den Köpfen zu regen begannen, von den *Enzyklopädisten* ausgedacht und niedergeschrieben wurden. Es war gerade, als ob die alte Form, die alte Zeit schon das Wehen der neuen gespürt und sich in Troß und Schmerz vor ihrem Scheiden mit den köstlichsten Kleinodien ihrer geistigen Traditionen

geschmückt hätte. Paris wimmelte damals von Salons, in denen nicht immer eine junge oder hübsche, aber stets eine geistreiche oder wenigstens geistig elegante Frau das Zepter führte. Und um diese Frau, gleichviel ob sie eine vornehme Dame war, wie die Marquise de Boufflers, oder die Tochter eines Kammerdieners, wie die Geoffrin, oder eine entlaufene Nonne, wie die Tencin, sammelten sich die ersten Geister Frankreichs, die Voltaire, d'Alembert, Grimm, die Akademiker, die Enzyklopädisten, Senatspräsidenten und Marschälle, kurz alles, was die Intelligenz des Landes darstellt. All diese Männer versammeln sich bei einer Frau, beugen sich willig nicht nur dem Zepter, sondern auch den Mannen dieser Frau, und diese freiwillige, bedingungslose Unterwerfung des Mannes unter die Frau ist ein weiterer mächtiger Faktor für den Glanz und den Reichtum des französischen Salons. Denn niemals kann ein Mann einen Salon haben oder beherrschen; immer muß Geselligkeit, ihre Pflanzung wie ihre Entfaltung den Händen und der Grazie der Frau überlassen bleiben.

So gewandt nun aber auch die Frauen, so bedeutend die Männer dieser Salons waren, so tun wir doch gut, sie nicht mit deutschem Gründlichkeitsmaßstab zu messen, dürfen nicht etwa glauben, daß man da beständig auf dem Rothurn herumspazierte, unablässig eigenen Geist von sich gab und Geist der andern dafür einschluckte. In sehr vielen dieser Salons, wo eine noch junge Hausfrau nicht nur gelehrte und berühmte, sondern auch junge Leute um sich versammelte, wurde getanzt, Maskerade und Pfänderspiel arrangiert, nach allen Regeln der Kokokunst geliebelt und geliebt. . . . Der Reiz dieser Salons war eben ihre Buntfarbigkeit, lag eben darin, daß die eine ihn zum ausschließlichen „bureau d'esprit“, die andere ihn nebenbei noch zum Maschmarkt kleiner Schwächen und Eitelkeiten gestalten konnte. Erlaubt war, was gefiel — und alles gefiel, was menschlichen Inhalt in eine anmutige Form goß. Gewiß, die Menschen dieser Geselligkeit waren im Innern nicht anders wie die Menschen heutzutage, aber die gute Form, die ihnen festsaß wie die Haut, ließ keine üble Eigenschaft in verletzender Härte durchdringen, gestaltete ihre Zusammenkünfte immer aufs neue zu einem Fest. Gemütsenschaften verlangte keiner vom andern, denn diese klaren Köpfe wußten ganz genau, daß Gemüt mit der Geselligkeit gar nichts zu schaffen hat. Als Fontenelle erfuhr, daß die Tencin, bei der er dreißig Jahre lang jeden Mittwoch gespeist hatte, gestorben sei, sagte er gelassen: „Ei, ei, da werde ich in Zukunft am Mittwoch bei der l'Espinasse dinieren“. Wohl lasen in diesen Salons die Enzyklopädisten ihre Werke im Manuskript vor, aber man verschmähte auch nicht, sich mit Sensationen und Klatschgeschichten höherer Ordnung abzugeben. So z. B. rissen sich alle diese Salons um ein Manuskript, das Rulhière, der französische Botschaftsattaché in Petersburg, über den Tod oder richtiger über die Ermordung des Zaren Peter des Dritten, verfaßt hatte; man darf ohne weiteres annehmen, daß es nicht historischer oder politischer Forschungstrieb war, der die Pariser Salonwelt so gierig machte nach Rulhières Tagebuch, sondern einfach die Sensationslust, die

Neugier, etwas von den Dessous einer zarischen Ehe und zarischer Todesmöglichkeiten zu erfahren.

Im Laufe von hundert oder hundertfünfzig Jahren veränderte sich dann allmählich das Wesen des französischen Salons, der französischen Geselligkeit, wenn auch die Außenseite immer noch die gleiche blieb. In den Salons der Précieusen war man nicht nur geistreich, literarisch, sondern auch gesellschaftlich-pädagogisch gewesen. Im Hotel Rambouillet hatte man nicht nur die verwilderte Dichtung, sondern auch die verwilderten Umgangsformen einer durch die letzten Valois und lange Bürgerkriege entfittlichten und verrohten Gesellschaft wieder zu feiner Gebundenheit, zu den Regeln der Courtoisie und des guten Tones herangezogen. In den Salons unter Ludwig dem Vierzehnten, der Regentschaft und auch zum Teil noch unter Ludwig dem Fünfzehnten trug die höhere Geselligkeit vorwiegend den Stempel des Literarischen, wobei jedoch politische Kulisenschiebereien nicht ausgeschlossen blieben. Diese Salons, die sozusagen auf den Zukunftsgedanken der Dichter und Enzyklopädisten aufgebaut waren, halten mit diesen Zukunftsgedanken gleichen Schritt. Sobald die Gedanken anfangen, aus den Büchern hinauszuschreiten in die Wirklichkeit, sich in soziale und innerpolitische Laten umzusetzen, wandelt sich auch der Salon, und die Geselligkeit trägt nun den Stempel des Sozialismus, d. h. das allgemeine Interesse der Salons bewegt sich nun um die großen Veränderungen, denen Frankreich entgegengeht. Einer der ersten dieser Salons ist der Salon der Frau des Finanzministers Necker, deren berühmte Tochter, Frau v. Staël, schon wenige Jahre später eine Königin der Geselligkeit sein wird, bis dann unter den Trümmern des zusammenkrachenden Königtums auch der echte Pariser Salon, die echte französische Geselligkeit verschüttet wird. Man hat sie später zwar wieder ausgegraben und zu einem Scheinleben galvanisiert, aber das rechte Leben ist es nicht mehr gewesen. Die Herrschaft der Frau war unwiderbringlich dahin. Man huldigte ihr wohl noch, aber man gehorchte ihr nicht mehr, und das Wort, das vom König galt, galt auch von ihr: „Sie herrscht, aber sie regiert nicht“.

Was war's nun mit der deutschen Geselligkeit während der Keim-, Blüte- und Verfallzeit des französischen Salons? Wo ist sie geblieben? Welche Werte hat sie geprägt? Die Fragen lassen sich nicht mit zwei Worten beantworten. In der Zeit freilich, da die französische Geselligkeit ihren Scheitelpunkt erreicht hatte, ist in Deutschland nichts davon zu spüren. Die Duodez-Souveräne und ihr Hof imitieren natürlich, sofern sie Geld haben, Versailles, Paris so gut wie möglich. Eine Geselligkeit, eine wirkliche deutsche Geselligkeit ist aber niemals dabei herausgekommen. Ein bleibendes Malzeichen, daß es auch in Deutschland Geselligkeit gab, ist uns erst in der Zeit geworden, als die französischen Salons schon verfielen, ist uns seltsamerweise gerade in der Stadt geworden, die wir neuerdings gern als die große Barbarin, die Heimat aller Unkultur verschreien — in Berlin. Die Berliner Salons am Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten

Jahrhunderts, deren feinste Frauenerscheinung Rahel Levin war, diese sogenannten ästhetischen Berliner Salons, in denen sich um scharmante und kluge Frauen Gelehrte und königliche Prinzen, Künstler, Minister und Weltreisende drängten, diese Salons sind fast die einzigen, deren Bedeutung über den Tag hinausreichte. Es ging den Berliner Salons übrigens ganz ähnlich wie einst den Salons der Précieusen. Warf man jenen ihre Schokolade und ihre Literaturreformen als Affectation vor, so hänselte man diese ob ihrer frugalen Butterbrote, ihres Bildungshungers und ihrer Lust an philosophischen Disputaten. Selbst Heine, auf den Rahel Levin einen tiefen Eindruck gemacht hatte, konnte sich neben andern Ironien nicht die Verse versagen:

„Verlaß Berlin mit seinem dicken Sande
Und dünnen Tee und aberwitzigen Leuten,
Die Gott, die Welt und was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegelschem Verstande.“

Es liegt nun nahe und ist interessant, die Frage aufzuwerfen, warum Deutschland keine wirkliche Geselligkeit gehabt hat, und sie ist selbstverständlich auch schon des öfteren aufgeworfen worden. Man hat sie dann auch immer sehr fix beantwortet: „Ja, Deutschland war eben doch immer ein zerrissenes und ein armes Land, wie hätte es da zu einer wirklichen Geselligkeitstradition kommen sollen?!“ Das ist wohl richtig, stimmt aber doch nur zum Teil. Schließlich sind wir nun seit mehr als einem Menschenalter groß, mächtig und reich, — aber von einer Geselligkeitskultur ist weniger denn je die Rede. Oder vielmehr, es ist wohl die Rede von ihr, denn immer wieder wird über Geselligkeit gesprochen, geschrieben und gejammert, freilich mehr über ihren Mangel als über ihr Vorhandensein. Der Grund unseres Mangels an Geselligkeit muß also noch anderswo wurzeln als in wirren politischen und engen finanziellen Verhältnissen. Er wurzelt auch anderswo, und zwar zunächst in der Natur des Deutschen.

Im Gegensatz zum Franzosen ist der Deutsche schwer beweglichen Geistes. Sein Hirn wirft Ideen nicht leicht hin wie ein Funkenpiel auf, sondern gebiert sie in langer, schwerer Arbeit. Er ist gründlich im besten wie im überflüssigen Sinn; er ist nämlich auch da noch gründlich, wo Gründlichkeit unnützlich, wenn nicht gar hinderlich wirkt. Kein anderes Volk der Welt hat je mit solcher Inbrunst, mit solcher Hingebung, mit solch martyrerhafter Selbstverleugnung den großen Ideen der Menschheit nachgespürt, wie der Deutsche. Aber kaum ein anderes Volk hat auch eine so souveräne Verachtung der Dinge bewiesen, die an der Oberfläche liegen, der Dinge, die nicht in mühseliger Geistesarbeit, sondern mit ein bißchen Grazie ergründet sein wollen. Was nicht tief ist, ist für den Deutschen auch gleich oberflächlich, und wenn er erst einmal „oberflächlich“ gesagt hat, ist das Verdammungsurteil schon gesprochen. Frau v. Geoffrin, die von den Philosophen ihres Salons immer als „mes bêtes“ sprach, wäre in Deutschland ganz unmöglich gewesen. Kein Geistesheros hätte eine Frau gelten lassen, die von Männern der Wissenschaft ungefähr „meine

Menagerie“ sagte. Neben seiner Gründlichkeit ist der Deutsche aber auch durchaus kein „animal sociable“. Er kann allein sein und er will allein sein. Die Sucht des Franzosen, um jeden Preis die Nähe eines andern Menschen zu spüren, ist ihm völlig fremd; der andere ist ihm zunächst nicht ein Kamerad, sondern eine Störung. Die Fliegenden Blätter haben vor Jahren einmal ein Bild gebracht, das nicht nur einen Witz, sondern ein Stückchen deutscher Psychologie darstellte. Das Bild zeigte ein weites Restaurant mit großen, runden Tischen. An jedem dieser Tische, die für zehn bis zwölf Personen Raum boten, saß ein Mensch, und man fror ordentlich, wenn man sich die Leere und Öde des Lokals vorstellte. Da trat ein neuer Gast ein, blieb entsetzt auf der Schwelle stehen, rief wütend aus: „Was, schon wieder alles besetzt?“ und zog entrüstet ab. Menschen, die immer einen Tisch allein haben wollen, sind nicht zur Geselligkeit vorbestimmt . . .

Noch ein anderer Wesenszug des Deutschen ist es, der ihn von vornherein zur Geselligkeit wenig tauglich macht: der Deutsche ist ein Mystiker. Der Mystizismus aber macht ungesellig. Der Mystiker sucht keine Gesellschaft, sondern den Gott. Oder wenn er Gesellschaft aufsucht, dann ist es wieder ein Zirkel der Eingeweihten, der Gleichgesinnten, der übersinnlichen Freier. In solchen Zirkeln trägt jeder ein unsichtbares Erkennungszeichen an der Stirn, das nur dem AUCH-Mystiker verständlich wird. Die Interessen, Ansichten und Worte des Profanen werden in mystischen Kreisen mit dem nachsichtigen Lächeln quittiert, das man für Kinder oder Schwachsinige hat, — es liegt auf der Hand, daß solcher Art keine Geselligkeit entstehen kann, sondern nur ein Zirkel, in dem wieder der alte deutsche Kastengeist herrscht. Es ergibt keinen wesentlichen Unterschied, daß der Geist diesmal nicht vorschriftsmäßig Honneurs macht oder vor einem Würdenträger zusammenknickt, sondern sich mit Gesunbeten, Tischrücken und Geisterbeschwörung befaßt oder einem neo-neoromantischen Dichter in magisch beleuchteten, blumenbestreuten Zimmern absurde Huldigungen darbringt.

Im engsten Zusammenhang mit seiner mystischen steht auch die musikalische Veranlagung des Deutschen. Wen die geheimnisvolle Stimme, die in singenden und klingenden Tönen zum Menschen spricht, in ihr Tabernakel entboten hat, der ist für andere Weltlichkeiten verloren. Dem stärksten Mysticismus anheimgegeben, hat er naturgemäß kein anderes Ausdrucks- oder Mitteilungsbedürfnis mehr als Musik. Die Bedeutung des Wortes, des an den Buchstaben gebundenen Gedankens, erscheint ihm lächerlich arm neben dem Weltchorus, der in Tönen zu ihm spricht. Darum gibt es einen Musikerhochmut, genau so wie einen Mystikerhochmut, und beide sind Feinde der Geselligkeit. Das hindert natürlich nicht, daß sogenannte musikalische Abende oder Tees, vorausgesetzt, daß die künstlerischen Kosten von Künstlern und nicht von Dilettanten bestritten werden, für die Erwählten eine wertvolle Sache sein mögen, aber eben nur für die Erwählten, die der klingende Gott zu sich berufen hat; mit der Geselligkeit, nach der heute so viel gerufen und gejammert

wird, haben sie wenig zu tun. Das große Geselligkeitstalent der Franzosen liegt sicher nicht zuletzt in ihrem gänzlich unmusikalischen Wesen begründet.

Zur Schwerflüssigkeit und Eigenbrödelei, zur Fähigkeit und Vorliebe für die Einsamkeit und zum Mystizismus kommen beim Deutschen noch zwei heftige Antipathien, die gegen alle Geselligkeit sprechen. Die eine dieser Antipathien heißt die Verachtung aller Form. Form ist für germanische Tiefgründigkeit nur allzulange ein Synonym für Oberflächlichkeit gewesen. Form, welcher Art sie auch sein mochte, machte ihn mißtrauisch, war dem Deutschen unbequem und darum verhaßt. Man muß nur selbst heute noch die umständlichen Vorbereitungen sehen und das Gestöhne hören, wenn der Deutsche sich ungezwungen gefellig benehmen oder den Frack anziehen soll. Der Frack! Die allerbescheidenste aller Formen, ja, die kaum den Namen der Form verdient, war durch Jahre, Jahrzehnte ein Schreckgespenst in jedem deutschen Haus. „Frack und weiße Binde“ — wenn der Deutsche sie anlegen mußte, verging ihm alle Laune und alle Lust. Das Feierkleid hob seine Stimmung nicht, sondern machte ihn unfrei. Es ist noch gar nicht lange her, daß die englische Sitte, auch beim einfachen Familienmahl sorgfältig gekleidet zu erscheinen, bei uns als „spleenig“ angesehen wurde. Bei uns zog man sich zum Essen nicht einen guten Rock an, sondern zuweilen den schlechten noch aus. . . .

Hand in Hand mit der Antipathie gegen die Form ging die zweite Antipathie: die Antipathie gegen die Dame. Die Dame war ungefähr daselbe wie der Frack; sie bedrückte den Mann und raubte ihm die Laune. Die Erscheinung der Dame war ihm unangenehm, ihre geistigen Ansprüche erschienen ihm lächerlich, ihre gesellschaftlichen verdrossen ihn. Eine Dame beherrschte die Form und verlangte Form um sich her. Bei einer Dame gab's keine Gemütlichkeit, keinen abgeknöpften Hemdkragen und ähnlich anmutige Nuancen der Männlichkeit. Sich einer Dame zu fügen, sei es auch nur im Salon, wäre dem Deutschen herabwürdigend erschienen. Eine Dame — da nahm er Reißaus, vor ihrem Bezirk und ihrer Geselligkeit, bis er im Bezirk der Männer und der gemüthlichen Männergeselligkeit ankam, beim Wirtshausleben.

Nun ist der Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts ja sicher ein ganz anderer Mensch als sein Vater und sein Großvater. Es gibt bei uns jetzt immerhin eine Anzahl von Leuten, die wissen, daß Form nicht Ziererei, sondern Feinheit ist; und die Dame, die noch in den achtziger Jahren dank der großen Woge des Naturalismus sowohl in der Literatur wie im Leben eine verfernte Existenz führte, die Dame, oder was man dafür hält, erfreut sich jetzt, hauptsächlich in Ästhetekreisen, einer gewissen Beachtung. Und da somit gewissermaßen die Vorbedingungen zu einer Geselligkeit höherer Art gegeben scheinen, sind auch schon die Reformer eifrig am Werk, um das flauet bishen Geselligkeit, oder sagen wir lieber, um die Einladungen, die wir haben, zu verbessern, zu heben und ihnen ein geistiges Gepräge zu geben. Diese Vorschläge sind sicher alle sehr gut gemeint, beweisen aber fast allesamt, daß

die Reformen vom Wesen der Geselligkeit gar keine Ahnung haben. Die einen kommen mit der alten deutschen Ernsthaftigkeit an, sind Gelehrtenjunks und bilden sich ein, daß Geselligkeit da entsteht, wo zwei Professoren drei Stunden lang sich über „das Geistesleben auf Island“ oder ein ähnlich populäres Thema unterhalten und die Umstehenden ihnen notgedrungen und gelangweilt zuhören. Oder sie meinen Geselligkeit zu erzeugen, wenn sie hundert Personen, darunter zwanzig Berühmtheiten kunterbunt in einen Raum zusammensperren und jedem Nichtberühmten schon an der Tür verzückt zuflüstern: „Der und der ist auch da . . . Wir erwarten auch die und die.“ Vor allem aber will der Gründlichkeitsmeier zum Heil der Geselligkeit jede Diskussion über Persönliches vermieden wissen, denn Persönliches nennt er Klatsch, und Klatsch ist für ihn immer ein niedriges, bössartiges Altweibergeschwätz, das zum Strickstrumpf und zur Kaffeetasse gehört. Daß in den berühmten Pariser Salons, wie ich schon vorhin sagte, auch der Klatsch, d. h. Interesse und Neugier für Menschliches und Allzumenschliches, immer rege war, daß in einem geistreichen und vertieften sogenannten Klatschgespräch zehnmal mehr Psychologie, menschliche Teilnahme und Blutwärme stecken kann, als in einem gelehrten Wälzer, ist ihm nicht beizubringen. Auch der Wechsel der Gesprächsthemen verdrießt den Gründlichkeitsreformer. Man soll „bei der Stange bleiben“, um „etwas zutage zu fördern“, und wie die Redensarten lauten, bei denen jedem die Haut schaudert, der von Geselligkeit nur eine Ahnung hat. Es ist immer so, als ob man bunten Schmetterlingen raten würde, Somatose oder Emmenthaler Käse herzustellen . . .

Die ästhetischen Reformen versuchen es auf einem andern Wege. Sie wollen den stillvoll dekorierten Raum, das eigenartige Gewand, Beleuchtungs-, Gruppierungs- und Parfümefekte zu Hilfe rufen, um die Geselligkeit zu heben. Ellen Key, die vor einigen Jahren mit einem Vortrag über Geselligkeit reiste, versuchte einen Kompromiß zwischen Gründlichkeit und Ästhetik mit einem kleinen Einschlag von „zurück zur Natur“, d. h. zur Einfachheit, und sie brachte höchst eigenartige Vorschläge an den Tag. Sie rühmte z. B., daß ein Professor sein Zimmer mit blauen Tüchern behängt, rundum Photographien des Straßburger Münsters aufgestellt und seinen Gästen über das Straßburger Münster vorgelesen habe. Sie rühmte ferner gesellige Veranstaltungen in ihrer Heimat, bei denen junge Leute das Nationalkostüm trugen, Heimattänze aufführten und Wasser dazu tranken, weil sie alle Temperenzler waren. Sie sprach von Studenten, die Kommilitonen einluden, um ihnen Märchen zu erzählen, und was derlei rührend welt- und geselligkeitsfremde Dinge mehr sind; denn es wird wohl niemand ernsthaft glauben, daß es Geselligkeit vorstellt, wenn man über das Straßburger Münster vorliest, Nationaltänzen zusieht oder Märchen hört.

Noch andere meinen, unsere Geselligkeit leide unter dem allzu großen Luxus, den man ihr aufbürdet, und verweisen auf die einst so vielverlästerten, armen Butterbrote der Berliner Salons. Andere wiederum vertreten die ent-

gegengesetzte Meinung, sehen in menschenreichen Veranstaltungen mit lukullischer Bewirtung und etlichen künstlerischen Produktionen Ziel und Heil aller Geselligkeit.

Bei so viel gutem Willen scheint es fast unbegreiflich, daß wir immer noch keine Geselligkeit haben — scheint es aber nur. Ließe sich Geselligkeit einführen wie eine neue Steuer oder eine neue Seftmarke, so besäßen wir sie längst. Aber sie läßt sich nicht von heute auf morgen einführen, sondern bedarf, wie jede Kulturerscheinung, einer langsamen, sorgsam gehüteten Entwicklung. . . . Darum werden wir in Deutschland überhaupt keine Geselligkeit höheren Stils mehr bekommen, denn unser Jahrhundert ist nicht nur in Deutschland, sondern auch anderwärts jener Geselligkeit, die ich um ihrer Vorbildlichkeit willen „klassisch“ nennen möchte, abhold. Alle möglichen Errungenschaften der Moderne, die wir mit Recht als Fortschritt empfinden, bedrängen die zierliche Kokodame Geselligkeit mehr und mehr, daß ihr der Atem versagt. Und auch andere Merkmale der Neuzeit, die wir vielleicht nicht als durchaus rühmlich empfinden, sind einer Geselligkeit klassischen Stils durchaus hinderlich. Zu den letzteren gehört ein gewisser Amerikanismus, der im neuen Deutschland mehr und mehr um sich greift und der gerade für die Geselligkeit mörderisch ist. Es ist ja schließlich selbstverständlich, daß in Millionenstädten gesellige Veranstaltungen gleich einen Monstrecharakter annehmen, aber es ist beinahe ebenso selbstverständlich, daß hundert oder hunderte von Menschen, die man funterbunt zusammenlädt, wohl ein glänzendes oder künstlerisches Bild, nimmermehr aber eine edle Geselligkeit darstellen können. Die Bewirtung dagegen, auf deren Reichtum oder Einfachheit so verschiedenartig Wert gelegt wird, scheint mir nebensächlich, war es auch immer: bei der Marschallin d'Estrées, einem berühmten Salon der Regentschaft, bekamen die Gäste eines Abends überhaupt nichts zu essen, weil der Butterhändler sich geweigert hatte, der Frau Marschallin länger Kredit zu geben, wogegen Frau v. Staël, die Millionärin, auf fürstlichem Fuß lebte. Aber weder die Armllichkeit der einen noch der Luxus der andern hat die Geselligkeit unterbunden, weil es einem geistig angeregten Kreise eben gleichgültig ist, was und wie er speist.

Neben dem Amerikanismus kommen zwei weitere Errungenschaften der Neuzeit gegen die Geselligkeit in Betracht: der Sport und das Reisen. Wer irgend kann, verbringt heute, gleichviel ob Sommer oder Winter, seine Zeit draußen im Freien; mit Rad, Rodelschlitten, Skiern oder Tennisschläger enteilt er dem Bezirk der zierlichen Kokodame, die nur im geschlossenen Raum, am behaglichen Kaminfeuer ihre artigen Künste spielen lassen kann. Und wie könnte eine harmonische Geselligkeit entstehen bei einer Gesellschaft, die, kaum vom Sommeraufenthalt heimgekehrt, schon wieder an Winter- und Frühjahrsreisen, also an häufigste Entfernung von Geselligkeitsmöglichkeiten denkt! Denn die satfam bekannte „reizende Reisegesellschaft“, die Réunions in Kurhäusern oder das Zusammenfüßen in den Halls moderner Hotelpaläste wird wohl kein ernsthafter Mensch als Geselligkeitsformen ansehen.

Mehr aber noch als Amerikanismus, Sport und Reiselust erwürgt die stetig fortschreitende, immer leichter zugänglich werdende Bildung die klassische Geselligkeit. Das klingt barock, vielleicht sogar albern, erweist sich aber bei näherer Betrachtung als richtig. Wenn Voltaire, d'Alembert, Grimm, Benjamin Constant usw. in unseren Tagen lebten, so würden sie sicher ihre Dichtungen, Philosophien und Romane nicht im Hause einer ältlichen Dame vor einem kleinen Auditorium vorlesen, sondern sie ließen sich von einem smarten Unternehmer zu einträglichen Vortragsreisen verpflichten. Und wenn ein Diplomat heutzutage ein wertvolles Geheim-Tagebuch besitzt, das er durchaus nicht geheim halten will, so findet er ein halbes Duzend Revuen, die sich um das Manuskript reißen . . . Die geistreichsten Leute der Nation sagen dem Zuhörer vom Ratheber oder von der Redaktion aus in Wort und Schrift, was von allen Dingen der Welt zu denken und zu halten sei. Er, der Zuhörer, braucht gar nichts zu tun, sich nicht mit Abfassung einer eigenen Meinung oder gar deren Stilisierung zu plagen. Er braucht nur sein Eintrittsgeld zu zahlen, ja unter Umständen nur die Tasse Kaffee im Kaffeehaus, zu der er die Zeitungen und Zeitschriften gratis geliefert bekommt. Er braucht sich nur hinzusetzen, zu hören oder zu lesen, und wird mit Anregungen, Meinungen und Kontroversen einfach genudelt. . . . Da die Geselligkeit alten Stils oder vielmehr ihre Anregungen solcher Art parzelliert und in die Öffentlichkeit geschleudert worden sind, scheint es mir unmöglich, daraus je wieder ein harmonisches Ganzes zusammenzuschweißen. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Sportsleute, Weltbummler, vielbeschäftigte Journalisten, Gelehrte und Vortragsreisende, daß ein mit allen Bildungsreizen überfülltes Publikum wieder zu der Gebundenheit des Salons und seiner Geselligkeit zurückkehren sollte. Es kann es um so weniger, als die parzellierte Geselligkeit eben gerade für stark arbeitende Menschen äußerst bequem ist.

Nun wäre es unrecht, wenn man bei einer Betrachtung über Geselligkeit eine spezifisch moderne Form der Geselligkeit übersehen wollte — den süddeutschen Fasching. Man kann über seine Moral denken, wie man will, aber man kann nicht leugnen, daß auch seine heiteren Vereinigungen Werte geschaffen haben, die über den Tag hinaus leben. Wenn er natürlich auch keine selbständige, geistige Tat bedeutet, wenn auch kein Mensch je daran denken wird, ein Masken- oder Künstlerfest als Ersatz für den Salon zu betrachten, so darf man doch nicht übersehen, daß er unsere Zeichner, unsere Dichter, unsere Mode, ja unser Wirtschaftsleben inspiriert und beeinflusst hat, und darum muß er eigentlich als die einzige originelle Geselligkeitsform oder, wenn man will, das einzig originelle Geselligkeitsfurrogat bezeichnet werden.

So sind denn die Aussichten auf eine Wiedergeburt der Geselligkeit sehr gering, denn die erlesene Geselligkeit, die wir gern haben möchten, die echte Tochter des achtzehnten Jahrhunderts, ist nur mehr ein schöner Leichnam, dem alle Reformvorschläge ebensowenig zu neuem Leben verhelfen werden, wie sämtliche

Basen-, Schlangen-, Gesten-, Pantomimen- und Stiltänzerinnen der Tanzkunst neuen Odem einhauchen können. Schließlich hat das neue Deutschland auch wichtigere Dinge zu denken als das Wesen der Geselligkeit, und immer noch leuchtet uns das faustische Wort voran oder sollte uns wenigstens voranleuchten:

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!“

Wenn auf unserer Fahrt zu den neuen Ufern ein zitterndes Kerzenflimmern zu uns herleuchtet, uns die graziöse Silhouette der schmachtenden l'Espinasse oder der schwermütigen Rahel zeigt, dann wollen wir still das Haupt senken und ein wenig träumen von der schönen Zeit, da sie noch lebten. Aber über all dem Träumen dürfen wir das neue Ufer nicht vergessen, das nicht von Kerzen, sondern von elektrischen Bogenlampen beleuchtet liegt, und an dem das Leben unserer Zeit sich in tausend Gestalten drängt. Dort gilt es ganz andere Schlachten zu schlagen als die anmutige Geisteschlacht eines Salons und um höhere Werte zu ringen als um den der Geselligkeit.



Goldlagerstätten auf deutschem Boden

Von Dr. Emil Carthaus = Halensee



Herodot sagt (III 106), daß bei der ungleichen Verteilung der Güter und der Schätze des Bodens die schönsten Erzeugnisse den Enden der Welt zuteil geworden seien. Dieser Ausspruch ist nicht bloß auf ein trübes, der Menschheit innewohnendes Gefühl begründet, daß das Glück fern von uns weile, sondern, was die Schätze des Bodens angeht, namentlich aber Gold und Silber, so erschien zu des großen griechischen Historikers Zeit der Boden der Kulturländer Europas deshalb so arm daran, weil bei der uralten Vorliebe selbst wenig zivilisierter Völker für das glänzende weiße und gelbe Metall dieses dort überall an oder nahe der Erdoberfläche schon sozusagen ausgebeutet und unter den Händen des Menschen zu einem nicht geringen Teile sogar bereits wieder verloren gegangen war. — Auch Europa hat sein Kalifornien gehabt, und zwar auf der Pyrenäischen Halbinsel, wo sowohl die alten Phöniker als später die Römer unglaublich große Ernten an Gold gehalten haben müssen; und auch verschiedene von den Landstrichen, in welchen sich Kelten und Germanen nach der Jahrhunderte währenden großen arischen Wanderung niederließen, waren vordem enorm reich an Gold. Ich nenne hier nur den Süden Frankreichs, aus dessen Gallia comata genanntem Teile Claudius als Triumphator eine Krone von Gold im Gewicht von 9000 Pfund erhielt. Zu den Goldreichtümern des alten Roms, wo in der Kaiserzeit goldene Trinkgefäße bei den Bürgern allgemein in Gebrauch waren